

Marmor der Reichskanzlei

Die Bauten, die das nationalsozialistische Regime in seinem damaligen Herrschaftsgebiet hinterlassen hat, beanspruchen in Helmut Weihsmanns inventarisierender Darstellung von 1998 mehr als 1.100 Buchseiten.¹ Die meisten dieser Gebäude sind erhalten. Kontinuierliches Weiternutzen war unter anderem bei Fabriken, Siedlungen und Behördenbauten möglich, zum Teil unvermeidlich. Einige Anlagen hatten allerdings nicht nur durch die spezifische Formgebung zur Selbstdarstellung des NS-Regimes beigetragen, sondern der NS-Propaganda direkter gedient: das »Haus der Deutschen Kunst« in München als »Tempel« einer rassistischen und modernefeindlichen Kunstpolitik, das ebenfalls 1933 begonnene »Reichssportfeld« in Berlin mit der »Langemarckhalle« durch symbolisierte Wehrhaftigkeit und mystifizierende Kriegerehrung. Oft wurde gefordert, diese Bauten zu schleifen.² Zum Teil wirkt ihr Naturstein auch so massiv, dass dieser alte Ausdruck passt.³

Dort auch nach 1945 Kunstwerke auszustellen und Wettkämpfe abzuhalten, galt nicht allen Zeitgenossen als etwas Selbstverständliches. Umso mehr wurde die Funktionalität dieser Großbauten übertrieben; man verdanke ihnen auch gerade nach 1945 viel Gutes: dem Haus der Kunst als einem Ausstellungsort der Moderne, dem Olympiastadion zum Beispiel wegen seiner »Brauchbarkeit nicht nur für Sportveranstaltungen, sondern auch für Kirchentage«.⁴

Solches Lob eignete sich nicht für Gebäude, deren ausschließliche oder dominierende Funktion darin bestanden hatte, das NS-Regime zu repräsentieren, insbesondere seinem kultischen Zeremoniell zu dienen – sodass kein fortbestehender Gebrauchswert dazu drängte, sie zu erhalten und nach Argumenten für die Erhaltung zu suchen. Diesen Bauten erging es übel. Die so genannten Ehrentempel am Königsplatz in München wurden 1947 gesprengt; nur ihre Postamente

1 Bauen unterm Hakenkreuz. Wien 1998.

2 Dies berichteten z.B. Hans-Joachim Müller in: DIE ZEIT vom 26.1.1990 und Christoph Hackelsberger in: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG vom 20./21.10.1990.

3 »Schleifen« sollte wortgerecht nur gesagt werden, wenn Gegenstände bereits einer Verfügungsmacht unterliegen, aber schwer zu beseitigen sind. Ohne diese Abgrenzung gegen Kampfhandlungen bleibt »Schleifen« ein Synonym, das Ziele und Mittel des Zerstörens verunklärt.

4 Tilmann Buddensieg: Olympia 1936 – Olympia 2000. In: DER TAGESSPIEGEL vom 13.12.1992.

blieben, von Moos und Wildwuchs kaschiert. Das unvollendete »Reichsparteitagsgelände« in Nürnberg wurde teilweise zerstört, zunächst 1966 und 1967 durch Sprengung der »Märzfeldtürme«.

Das ist zu bedauern, denn für die Erhaltung von NS-Bauten spricht eine – allerdings nicht vordergründige – Funktion, die sie unabhängig von den Absichten ihrer Urheber bekamen und behielten. Sie sind Geschichtszeugnisse, so dreidimensional anschaulich, wie es noch kein photographisches oder elektronisches Medium simulieren kann. Erinnerung an die NS-Zeit, immer von Neuem gefordert, bliebe ohne solche Quellen blind, Bildmangel macht vergesslich, auch Bilderflut kann täuschen. Deshalb werden Realien gebraucht, an denen die Erinnerungsbilder gemessen werden können – und an denen die Materialien greifbar bleiben, mit denen die Architekten und anderen Künstler des NS-Regimes arbeiteten. Auch der Blick auf authentische Geschichtsdokumente ist zwar unweigerlich durch Medien vermittelt oder zumindest beeinflusst, aber noch ist eine an Realität und Authentizität orientierte Medienreflexion möglich.

Wären wir gewohnt, historische Sachzeugnisse argwöhnisch zu betrachten, dann wäre angesichts eines weiter genutzten NS-Baues klar, dass ihn auch seine heutigen Besitzer und Verwalter so zu sehen vermögen: mit kritischer Distanz zu seiner ursprünglichen Repräsentationsfunktion. Nach Lage der Dinge ist es aber nötig, dass diese Distanzierung auch äußerlich wahrnehmbar gemacht wird. Es wurden Mittel gegen den Verdacht gefunden, die vom Nationalsozialismus geprägte Erscheinungsweise eines Gebäudes entspreche immer noch der Gesinnung der dort Arbeitenden, zumal Regierenden. Mittel sind: Kennzeichnung als Sitz von Benutzern, die sich zum Beispiel mit dem SED-Signet am ehemaligen Reichsbank-Erweiterungsbau als antifaschistisch kennzeichneten, Anbringen oder Aufstellen antithetischer Kunstwerke, insbesondere – wie am ehemaligen Reichsluftfahrtministerium – programmatisch-sozialistischer⁵; öfter auch Hinzufügung konträrer Bauteile wie neuerdings an der Kongresshalle des Nürnberger Reichsparteitagsgeländes. Wie das im wiedervereinigten Berlin versucht oder versäumt wurde, ist anhand von Michael Wises Buch »Capital Dilemma« (1998) zu überblicken, in Hans Wilderotters Sammelchrift »Das Haus am Werderschen Markt« (Berlin 2000) am Beispiel des früheren Reichsbank-Erweiterungsbaus nachzulesen.

Ich möchte diese und weitere Berliner Bauten des Näheren den zitierten Publikationen überlassen, auch eigene Erörterungen nicht wiederholen, sondern ein Beispiel betrachten, das in vieler Hinsicht eine Sonderstellung hatte: die Neue

5 Friedrich Rothe; Max Lingner: Die Bedeutung des Friedens [...]. 1952. In: Auftrag: Kunst 1949 – 1990, Ausstellungskatalog Deutsches Historisches Museum. Berlin 1995, S. 59 – 64.

Reichskanzlei in Berlin, die seit 1935 im Büro Albert Speers geplant und entworfen, 1939 eingeweiht wurde.

An Ort und Stelle zu »betrachten« ist dabei nichts, denn das Gebäude ist radikal beseitigt und unsichtbar gemacht worden. Mit dem Untergang der Reichskanzlei entstand jedoch ein merkwürdiges Beispiel für architekturpsychologische und politisch-psychologische Folgen des Schleifens.

Seit 1943 durch Bomben- und Granattreffer schwer beschädigt, wurde die Reichskanzlei schon bald nach Kriegsende unter der Regie der sowjetischen Besatzungsmacht teilweise abgetragen.⁶ Die Reste wurden 1949 und 1950 gesprengt, die letzten oberirdischen Trümmer 1956 beseitigt. Heute steht dort der südliche Teil einer in den 1980er Jahren errichteten Wohnanlage.

Über das Innere erfahren wir aus zeitgenössischen Annoncen zum Beispiel, dass die »Marmor-Industrie Kiefer A.-G.« aus Brüchen bei Salzburg Material für den »Runden Saal« lieferte, ein Steinmetzgeschäft Köstner in Berlin-Weißensee »Marmor-Arbeiten in Deutsch-Rot in der Marmor-Galerie«.⁷

Noch leichter finden sich gedruckte Antworten auf die Frage, wo diese Pracht geblieben ist. Auch in der neuesten Literatur⁸ behauptet sich eine Berlinische Legende vom Marmor der Reichskanzlei: Wandverkleidungen und Fußböden aus rotem Marmor namentlich im »Mosaiksaal«, im »Runden Saal« und in der »Marmorgalerie« seien als Baumaterial in die drei Siegesmäler der Roten Armee in Berlin eingegangen: das so genannte »Russendenkmal« im Tiergarten (von 1945/46)⁹, das Ehrenmal in Treptow (von 1946/49)¹⁰ und das in der Schönholzer Heide (von 1947/49)¹¹. Behauptet wird nicht etwa nur, dass Abbruchmaterial in die Funda-

6 Zusammenfassend, aber für die ersten Jahre nach 1945 ohne Nachweis und besonders betreffend die Statuen zweifelhaft Olaf Groehler: Die Neue Reichskanzlei. Berlin 1995, S. 148 Fußnote. Photographien vom Zwischenzustand »um 1946« (Ausstellung Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 2000. Macht und Monument, Deutsches Architekturmuseum Frankfurt am Main 1988) besitzt die Landesbildstelle Berlin.

7 Die Kunst im Dritten Reich 3, Ausg. A, 3, 1939, Folge 9 (September), S. XI, IX.

8 Ebenso im Medienalltag, z.B. Peter Fuchs (Landesdenkmalamt Berlin) im FAZ-Radio am 20.9.2001.

9 Enthüllt am 11.11.1945; die Figur wurde erst 1946 in der Berliner Gießerei Noack fertiggestellt (o.Vf. in: DER TAGESSPIEGEL vom 6.12.1994). Zum »Marmor« z.B. Stefanie Endlich; Bernd Wurlitzer: Skulpturen und Denkmäler in Berlin. Berlin 1999, S. 178.

10 Annette Tietenberg: Treptower Ehrenmal [...]. In: Erhalten Zerstoren Verändern? Ausstellungskatalog Neue Gesellschaft für Bildende Kunst. Berlin 1990, S. 66, 68–70 (»Angeblich [...] Marmorblöcke [...]«); unbedenklich dazu z.B. schon Georg Friedrich Koch in: Albert Speer u.a.: Architektur. Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1978, S. 143 und noch Marlene Kotzur (Red.): Berliner U-Bahnhöfe zwischen Krumme Lanke und Vignastraße. Berlin 1996, S. 43.

11 Eberhard Elfert: Das sowjetische Ehrenmal in der Schönholzer Heide. In: Erhalten [...]

mente verbaut wurde, wie es damals überall in Berlin üblich war, sondern dass die Marmorplatten oder sogar -blöcke sichtbar, ostentativ – Weihsmann schreibt: »(Spolien!)«¹² – angebracht worden seien.

In Wirklichkeit ist weder am Tiergarten-Denkmal noch an dem in der Schönholzer Heide Marmor zu finden. Das Tiergarten-Denkmal ist vollständig mit hellgrauen Granitplatten verkleidet; bei der neuesten Restaurierung (1994/95) wurde festgestellt, dass das Denkmal statt des bis 1967 sichtbaren einen ebenfalls hellen Stein anderen Fugenschnitts aufgewiesen hat, den der Bildhauer Lew Kerbel 1947 als »Granit« bezeichnete; nach neuerer Auskunft aber war es ein Material, wie es noch heute die Wände eines Innenraums bedeckt: ein feinkörniger, farbloser Kalkstein, der von den Außenwänden der Neuen Reichskanzlei stammen kann – jedenfalls nicht »Marmor«.¹³

Das Korn Wahrheit in der Marmorlegende findet sich möglicherweise am Ehrenmal in Treptow. Der Durchgang in den Weiheraum des Figurensockels hat eine Leibung aus fleckigen rötlichen Platten, die der Reichskanzlei entnommen sein können. Von Bemerkungen zu diesem unauffälligen Baudetail könnte die Legende ausgegangen sein; sodann hätte sie sich der großen granitene Nachbildungen Roter Fahnen, nach Igor Golomstok (1990) »marble banners«¹⁴, an demselben Denkmal bemächtigt, schließlich – und ebenfalls bis heute – so vieler Gebäude, dass Berlin ihr zufolge mit großen Mengen von Reichskanzlei-Marmor dekoriert wäre. Wolfgang Gottschalk behauptete noch 1992, der Mittelpfeiler des Denkmals im Tiergarten bestehe daraus.¹⁵ Selbst eine Informationstafel, die der Senat von Berlin dort neuerdings anbringen ließ, setzt die Marmorlegende fort. Manchmal wird nur eines der drei Ehrenmäler erwähnt, das in Treptow errichtete.¹⁶

(wie Anm. 10), S. 71 – 72. Zum »Marmor« Alexander Köppen; Hans Maur: Das Sowjetische Ehrenmal in der Schönholzer Heide. Berlin 1988, S. 21 und Wolfgang Gottschalk: Ausländische Ehrenfriedhöfe und Ehrenmale in Berlin. Sonderdruck, Berlin 1992, S. 16.

12 Weihsmann (wie Anm. 1), S. 284.

13 Photographie vom 5.10.1947 bei Jochen Spielmann: Gedenken und Denkmal. In: Ausstellungskatalog gleichen Titels, Berlinische Galerie 1988, S. 11; Kerbel zitiert bei Gottschalk (wie Anm. 11), S. 6; detaillierte Auskunft des Architekten Jan Petersen am 9.6.1996. Zu Reparaturen schon vor der »Generalüberholung« der Siegesdenkmäler »1968 – 1974« Ulrich Zawotka-Gerlach in: DER TAGESSPIEGEL vom 4.1.1992. Ein roter Stein, der dem Granit an der untersten Stufe des Bismarck-Denkmal im Tiergarten ähnelt, ist lediglich an Sockelstreifen und Sohlbänken der Nebenbauten zu finden.

14 Igor Golomstok: Totalitarian Art in the Soviet Union, the Third Reich, Fascist Italy and the People's Republic of China. London 1990, S. 303.

15 Gottschalk (wie Anm. 11), S. 7.

16 So z.B. Angela Schönberger: Die Neue Reichskanzlei von Albert Speer. Berlin 1981, S. 71; ihr folgend Alex Scobie: Hitler's State Architecture. University Park, Penn./London 1990, S. 96.

Es fasziniert viele Autoren offenbar besonders, den roten Marmor gerade in den Siegesdenkmälern zu orten, statt auch – wie es Varianten der Legende wollen – in der sowjetischen Botschaft Unter den Linden¹⁷, dem U-Bahnhof Thälmann-Platz (heute Mohrenstraße), von dem noch zu sprechen sein wird, dem Treppenhaus der Humboldt-Universität¹⁸ und sogar im Hauptsaal des Pergamonmuseums¹⁹ – also fast überall, wo zu Verkleidungen und Bodenplatten der rotbraune, hell geäderte und gewölkte Kalkstein »Deutsch-Rot« verwendet wurde, der unter anderem bei Saalburg in Thüringen gewonnen wird. Am Ehrenmal in Berlin-Treptow dominiert roter Granit²⁰, wie er in der Reichskanzlei nicht vorkam²¹. Das Ehrenmal in der Schönholzer Heide hat einen Obelisk aus grauem Syenit und Torbauten aus schwedischem und finnischem Granit.²² Diese – oder jedenfalls solche – Steine waren, für spätere Bauten der Nazis bestimmt, bei Fürstenberg an der Oder und anderenorts gelagert worden²³, also nicht »Marmor«, nicht »Marmor der Reichskanzlei«.

Warum wird die Legende vom roten Marmor der Reichskanzlei entgegen dem Augenschein mehr als fünfzig Jahre lang tradiert? Außer dankenswerten Auskünften zur Sache hörte ich von Kollegen und Kolleginnen, der Marmor der Reichskanzlei sei ein »Faszinosum«, er »habe etwas«, die Mär von seiner Wiederverwendung sei »eine schöne Geschichte«.²⁴

Den ersten Anstoß zur Entstehung dieser Geschichte gaben NS-Medien wie Wilhelm Lotz' Artikel »Ein Gang durch die Neue Reichskanzlei« (1939), dessen

17 Senator Volker Hassemer bei dem Kolloquium »Verfallen und vergessen oder aufgehoben und geschützt?« des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. Berlin 15./16.5.1995.

18 Präsidentin Marlis Dürkop am Rande einer Podiumsdiskussion zur Problematik der Neuen Wache, Humboldt-Universität Berlin 23.10.1993; Hanns C. Lühr: Zur Baugeschichte der Bunker auf dem Gelände der ehemaligen Reichskanzlei. In: Der Bär von Berlin 42, 1993, S. 148.

19 Stephan Strauss (beim Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz), Nachdenken und Demokratie statt Laune. In: Macht den Palast auf! Vorschläge zur Nutzung. Reader, Berlin 14.5.1995; laut seiner Mitteilung am 14.9.1995 nicht belegbar.

20 Helga Köpstein u.a.: Das Treptower Ehrenmal, 2. Aufl. Berlin 1987, S. 99 geben schwedischen Granit an.

21 Irrig auch insoweit Hartmut Frank: Architektur Trümmer. In: Grauzonen Farbwelten 1945–55, Ausstellungskatalog Neue Gesellschaft für Bildende Kunst Berlin 1983, S. 53 und noch »za.« in: DER TAGESSPIEGEL vom 15.6.2000.

22 Köppen/Maur (wie Anm. 11), S. 44, 35; s.a. S. 40.

23 Zu dieser Fläche am Ufer im Bereich der Glashüttenstraße, die heute leer ist: Köpstein u.a. (wie Anm. 20), S. 110.

24 Marlene Kotzur (Landesdenkmalamt Berlin) mündlich am 24.5.1995; Klaus-Henning von Krosigk (Landesdenkmalamt Berlin) mündlich am 8.6.1995.

zwei Textseiten zwanzigmal »Marmor« als Material nennen.²⁵ Indem edles Material des Regierungspalastes – auch mittels der noch nicht gewohnten Farbphotographie – hervorgehoben wurde, sollte das NS-Regime selbst nobilitiert werden.²⁶ Dass diese Propagandastrategie derart langlebige Vorstellungen auslösen konnte, ist aber nur aus Denkweisen und Interessen zu erklären, die bis heute fortdauern. Durchaus verschiedene lassen sich erkennen. Sie können jeweils auf Teile des Publikums begrenzt sein, sich andererseits in derselben Person überlagert haben. Die Legende vom Marmor der Reichskanzlei »hat« für jeden »etwas«, nicht nur für Gebildete, die »Spolie« als Begriff kennen oder als Realie an den Schlossbauten in Glienicke²⁷ beachtet haben.

Die Legende erhielt sogar eine Wendung für schlichte Gemüter. Léon Krier spielte die Reichskanzlei gegen die baukünstlerische Moderne aus: »Speers Meisterwerk«, so schrieb er 1985, »wurde von den Russen als Steinbruch für ihr Siegerdenkmal in Treptow benutzt, eine böartige Rache für die vielen menschlichen und anderen Opfer«. Krier prangerte die angeblich böartigen Russen an, um sodann die Modernen auf dieselbe Stufe zu stellen: Sie hätten später eine »Teufelsaustreibung« gegen die »Nazi-Architektur« versucht, indem sie zum Beispiel »1967 in Nürnberg Speers wunderbare Kolonnade sprengten«.²⁸

Den Wunsch, Russen einen niedrigen Beweggrund für das Errichten ihrer Denkmäler nachzusagen, konnte ich bei keinem der zitierten Gesprächspartner finden. Aber einer hier verbreiteten Vorstellung kam die Legende vom Marmor der Reichskanzlei entgegen: angeblicher Kontinuität totalitärer Herrschaft. Mit dieser Kontinuitätsbehauptung das Sowjetsystem dem nationalsozialistischen gleichzusetzen, also abzuwerten, war ein Propagandamotiv im Kalten Krieg, dessen Gedankengut ja erst teilweise weggeräumt ist. Es muss verlockend bequem gewesen sein, die nachträgliche Ablehnung der NS-Diktatur auf ein Feindbild kommunistischen Totalitarismus‘ zu übertragen. Als Beleg treten auch Kunstbücher auf, die jeden Formvergleich vermissen lassen und vielleicht durch schlechte alte Abbildungen begünstigt wurden. Bei Golomstok (1990) wird die These von der Gleichheit jeglicher totalitärer Kunst in offenkundiger Unkenntnis zitierter Ob-

25 In: Die Kunst im Dritten Reich 3, Ausg. A, 1939, Folge 9, S. 302 und 305; noch öfter ders.: Die Innenräume der Neuen Reichskanzlei, ebenda Ausg. B, Teil »Die Baukunst«, Folge 7, S. 387 – 438. Zu »Überpublizität« Peter Moritz Pickshaus: Kunstzerstörer. Reinbek 1988, S. 86.

26 Scobie (wie Anm. 16), S. 103; Sabine Behrenbeck: Der Kult um die toten Helden. Greifswald 1996, S. 406, Note 711.

27 Jürgen Julier: Das Schloss. In: Schloss Glienicke, Ausstellungs-Katalog Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlin 1987, S. 13, Note 34 u.a.

28 Léon Krier: Eine Architektur der Sehnsucht (1983 lt. Ulrich Conrads, Zu diesem Heft, in: BAUWELT 78, 1987, Nr. 28/29, S. 1030, deutsche Übersetzung ebenda, S. 1033).

jekte repetiert. Und dann wird eine Schlusspointe in der Legende vom Marmor der Reichskanzlei gesucht: er bilde die »essence« des Treptower Siegesmals.²⁹ Kontinuität des Materials soll hier eine Kontinuität totalitärer Herrschaft illustrieren. Noch 1999 dachte ein Publizist angesichts eines marmorverkleideten Theaterfoyers an den Faschismus, der vom Sozialismus assimiliert worden sei. Ein derart gleichmachender Blick konnte auch das Geschichtsbild unterstützen, nach dem die bedauernswerten Deutschen vor wie nach 1945 einer Art Fremdherrschaft gegenüber gestanden hätten.³⁰

Wenn einem Abbruchmaterial eine solche Aussagekraft zugeschrieben wird, gilt es nicht lediglich – wie in tausend anderen Fällen – als prosaischer Baustoff. Mit manchen Äußerungen wird darüber hinaus unterstellt, die Sieger hätten einen alten Kriegsbrauch befolgt. Die Marmorlegende schrieb ihnen ein auch von Deutschen bekanntes Verhalten zu: Längst³¹ – und auch in nächster Nähe des Tiergarten-Ehrenmals, an Heinrich Stracks und Albert Speers Siegessäule – hatte man Kriegsdenkmäler mit erobertem Material geschmückt. Der Begriff der öffentlich präsentierten Trophäe war in Berlin so bekannt, dass bei der Trümmerräumung in Ostberlin 1950 ein »sogenanntes Trophäen-Lager« bestand und auf verwertbare Metalle überprüft wurde.³² Trophäen zu entführen und triumphal zu nutzen, war auch sowjetischem Denken nicht fremd; so wurden Sandsteinquader des ebenfalls nahegelegenen Reichstagsgebäudes ins Moskauer Armeemuseum verbracht.³³ Die sowjetischen Ehrenmäler in Deutschland jedoch stellen nicht Beutewaffen und Beutematerial zur Schau, sondern eigene Panzer und Kanonen, und der »Idee der Unsterblichkeit«, die 1946 in der Ausschreibung für Treptow genannt wurde³⁴, diente Steinmaterial aus dem Heimatland der hier geehrten und zum Teil bestatteten Soldaten. »Marmor der Reichskanzlei« an der Trias der sowjetischen Ehrenmäler war eine Trophäe, die sich die besiegten Deutschen einbildeten – und die sie sich in mindestens einem Fall³⁵ anzueignen versuchten. 1949/50 entwarf Klaus Wittkugel ein Denkmal für Ernst Thälmann »aus dem roten Marmor der Reichskanzlei«, wie es in Ernst Fromm-

29 Golomstok (wie Anm. 14), S. 303 – 304.

30 Matthias Heine in: DIE WELT vom 30.4.1999. Vgl. Hans-Ernst Mittig: München, 50 Jahre nach der Ausstellung »Entartete Kunst«. In: KRITISCHE BERICHTE 16, 1988, Heft 2, S. 81, Note 58.

31 Thomas Raff: Die Sprache der Materialien. München 1994, S. 93 – 105, bes. S. 96.

32 Landesarchiv Berlin C Rep. 110, 408/1, 3.3.1950.

33 Michael S. Cullen: Der Reichstag. Berlin 1983, S. 401 – 402; ders. in: DER TAGESSPIEGEL vom 8.7.1999.

34 Tietenberg (wie Anm. 10), S. 68.

35 Vgl. noch die einander widersprechenden Mitteilungen von 1974 und 1992 zu Theo Balden 1947 (Andreas Schätzke: Rückkehr aus dem Exil. Berlin 1999, S. 60).

holds Wittkugel-Monographie heißt.³⁶ Die Rote Fahne der Arbeiterklasse sollte über den Stoff der Reichskanzlei triumphieren. Der Entwurf lässt außer Acht, dass den Marmorplatten kein fugenloses Mal mit einer gekrümmten Kante abzugewinnen gewesen wäre und dass polierter Marmor ohnehin nicht der hiesigen Witterung ausgesetzt werden kann: Mit der Beschaffenheit dieses Materials war der Gebrauchsgrafiker Wittkugel offenbar nicht vertraut. Mit Symbolqualitäten von Reichskanzlei-Marmor jedoch hatten die Behörden nichts im Sinn.³⁷ Bereits am 18. August 1950, dem sechsten Todestag Thälmanns, wurde nahe dem vorgesehenen Denkmalstandort der umgebaute U-Bahnhof Thälmannplatz eingeweiht, der dem zukünftigen Regierungsviertel dienen sollte.³⁸ Der rote Marmorbelag seiner Pfeiler und Wände weist durch die makellose Machart den Gedanken an Abbruchmaterial ab.³⁹ Über die Herkunft des Steins berichteten am 19. August 1950 das NEUE DEUTSCHLAND und die BERLINER ZEITUNG, die die Kürze der Bauzeit von 108 Tagen unterstrichen, es seien »die letzten Marmorplatten erst in der vergangenen Nacht aus Thüringen eingetroffen«. Wenn ungeachtet dieser Angabe teilweise Marmor der Reichskanzlei verwendet worden sein sollte, so wurde er also nicht wie eine Trophäe vorgezeigt, sondern entsemantisiert.

Vergeblich! Die Nähe zur Reichskanzlei lässt den »schönsten Bahnhof« Berlins⁴⁰ als bisher auch von Zeitzeugen unbezweifelte⁴¹ Fundstätte erscheinen, als ob der ominöse Marmor der Reichskanzlei hier einen Erdspross ausgesandt hätte.⁴²

Zu beobachten sind aber nicht nur politische Deutungs- oder Neutralisierungsversuche. Die Marmorlegende bezeugt vermutlich zugleich den Wunsch,

36 Ernst Frommhold: Klaus Wittkugel. Dresden 1975, Abb. 298.

37 Nur allgemein-metaphorisch sprach Helmut Baierls Gedicht zur Weihe des Palastes der Republik (1976) von »Marmor des Erkämpften« (zitiert nach Lothar Heinke in: DER TAGESSPIEGEL vom 23.4.1996).

38 Klaus Konrad Weber in: Berlin und seine Bauten, Teil X, B, 1 Städtischer Nahverkehr, Berlin, München, Düsseldorf 1979, S. 98 – 99. An der »kurzen Feierstunde der Einweihung« nahm auch Ernst Thälmanns Witwe teil (NEUES DEUTSCHLAND vom 19. 8. 1950). »Auf der Baustelle Reichskanzlei« fanden zwar [weitere?] »Feierlichkeiten« statt (Landesarchiv Berlin C. Rep. 110, 409), aber die Denkmalplanung stockte (Thomas Flierl: »Thälmann und Thälmann vor allen«. Ein Nationaldenkmal für die Hauptstadt der DDR, Berlin. In: Günter Feist; Eckhart Gillen; Beatrice Vierneisel [Hrsg.]. Köln 1996, S. 364) und wurde in den zitierten Zeitungsberichten nicht erwähnt.

39 Skeptisch aber fast nur Kotzur (wie Anm. 10), S. 43 – 44.

40 Überschrift in: BERLINER ZEITUNG vom 19.8.1950.

41 Z.B. Günther Kühne in: DER TAGESSPIEGEL vom 23.12.1990; Bruno Flierl mündlich im Januar 2002.

42 Die räumliche Nähe liefert kein rationales Argument für eine Herkunft des Materials aus der Reichskanzlei, denn es hätte in einer Werkstatt aufbereitet, also hin- und hertransportiert werden müssen.

von etwas zu wissen, das den »Zusammenbruch« überdauert habe, einen uralten, noch allgemeineren Glauben an Überleben durch Metamorphose. Nach einer Betrachtung von Janos Frecot (1981) unter dem Titel »Verwandeln« ist zwar »von Hitlers Reichskanzlei nichts mehr übrig geblieben«, aber: »Die Trümmer des Baus verwandelten sich [...] vor allem in die Ehrenmäler der Roten Armee [...]«. ⁴³

Verwandlung gilt – vor allem ja in Ovids »Metamorphosen« – als Alternative zum Sterben. ⁴⁴ Dass dieser Topos fasziniert, wird zum Beispiel durch Ausstellungs- und Aufsatztitel wie »Metamorphose des Dinges. Kunst und Antikunst« (in der Neuen Nationalgalerie Berlin 1971) und »Metamorphose im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit« (Dresden 1998) bewiesen. ⁴⁵ 1997 hieß eine Fernsehsendung »Metamorphosen. Begegnungen mit dem Tod«. ⁴⁶ Der Konnex zwischen Metamorphose und Unsterblichkeit legt den Erklärungsversuch nahe: Ein Gebäude, das aus Naturstein zu bestehen scheint, spricht, indem ein Rest davon imaginär weiterlebt ⁴⁷, immer noch den Wunsch an, im ständigen, beunruhigenden Wechsel aller Erscheinungen möge es auch Unveränderliches geben. Ein Wunsch nach Dauer lässt sich auch bei solchen Menschen erkennen, denen ein nationalsozialistischer Materialkult oder eine NS-Nostalgie fern liegt.

Der Wunsch nach Dauer als Faszinosum der Marmor-Wiederkehr ist trotzdem nicht ohne politischen Reflex. Die Nazis selbst hatten Versprechungen von »Ewigkeit«, »Ewigung« zu einem Grundbestandteil ihrer Propaganda gemacht. ⁴⁸ Hitler prophezeite, die Reichskanzlei werde »viele Jahrhunderte überdauern«. ⁴⁹ Als »Wort aus Stein« sollte die Monumentalarchitektur des Regimes weiterwirken. ⁵⁰ Es ist ein später Triumph dieser politischen Materialsymbolik, wenn dem »Mar-

43 Janos Frecot: Berlin im Abriss, in dem Ausstellungskatalog desselben Titels, Berlinische Galerie 1981, S. 19.

44 Verengt auf Goethes Metamorphose-Vorstellungen dagegen Timothy Jackson: *The Metamorphosis of the Metamorphosen*. *New Analytical and Source Critical Discoveries in Bryan Gilliam* (Hrsg.): Richard Strauss. Durham/London 1992, S. 194, 200.

45 Verena Kuni in: Angela Lammert (Hrsg.): *Raum und Körper in den Künsten der Nachkriegszeit*. Amsterdam, Dresden 1998, S. 201–217. Zu Verwandlung und »identitätsstiftender Präsenz« vgl. auch Angelika Thiekötter in: *DER TAGESSPIEGEL* vom 13.2.1997.

46 3sat 23.11.1997.

47 Zur Lebendigkeit von weißem Marmor z.B. Johann Wolfgang von Goethe: *Italienische Reise*, Teil 1, 25.12.1786, von fleischfarbenem Raff (wie Anm. 31), S. 40–41 (mit anderen Assoziationen).

48 Z.B. Hubert Schrade: *Schicksal und Notwendigkeit der Kunst = Weltanschauung und Wissenschaft*, Bd. 4, Leipzig 1936, S. 160.

49 Albert Speer: *Erinnerungen*. Frankfurt am Main, Berlin 1969, S. 129.

50 Betont durch Robert R. Taylor: *The Word in Stone*, Berkeley u.a. 1974, oft zitiert, z.B. bei Raff (wie Anm. 31), S. 38.

mor der Reichskanzlei« Fortdauer, Verwandlungsfähigkeit und Verbreitung ange-dichtet werden.

Verwandlung hatte schon im Denken der Nazis einen bedeutsamen Platz. Der in die Reichskanzlei verbaute Marmor – übrigens ein metamorphes Gestein – wurde zwar nicht als Rohmaterial einer späteren Metamorphose gefeiert, aber als Ergebnis eines gewollten Formenwandels. Erich Merckers Bild eines Steinbruchs unter dem Titel »Marmor für die Reichskanzlei«, 1940 ausgestellt, erschien nicht als Vorankündigung des Baus, sondern als nachträgliche Interpretation seines Materials, nämlich als Hinweis auf dessen natürlich-grobschlächtigen Ursprung und mittelbar auf die erstaunliche Verwandlung in ein 1940 schon suggestiv publiziertes Kunstdenkmal. Eine metaphorische Nutzung derartigen Formens hat Christian Fuhrmeister in seiner materialikonographischen Dissertation von 1998 an Hand von Heinrich Anackers Gedicht »Stein und Steinmetz« (1935) belegt. Darin ist Hitler selbst – bei Fritz Erler (1939)⁵¹ gebietet er ja über Steinmetzwerkzeuge – »Der Steinmetz, der mit schöpferischer Gewalt / den Stein erlöst von seiner Ungestalt«; er schaffe »aus rohem Element. / Des neuen Deutschlands ewig Monument«⁵².

Die neuerliche, erdichtete Metamorphose von Reichskanzlei-Resten in ein Material sowjetischer Denkmäler bleibt mit der nationalsozialistischen Propaganda immer noch konform. Vom Umgang mit christlichen Reliquien ist bekannt, dass vielfach auch solche hochgehalten werden, die unmöglich echt sein können. Der Vergleich mit bedeutsamen Resten des symbolischen Bauwerks Reichskanzlei erscheint nicht abwegig, denn die Nazis kannten und nutzten anderweitig Elemente von Reliquienkult. Es gibt Beispiele dafür, dass sie sich um der Propaganda willen nachweislich mit Ersatzreliquien begnügen wollten. Hermann Göring prophezeite noch nach seiner Festnahme: »[...] meine Gebeine kommen in einen Marmor-sarkophag, und wenn es meine Knochen nicht mehr geben sollte, dann werden sie sonst was dafür reinlegen, wie bei den Heiligen!«.⁵³ Wie ein Reliquienersatz spuken – allerdings nicht nur bei letzten Anhängern der Nazis – die imaginären Marmorreste der Reichskanzlei.

Zu solchen Projektionen eignen sich Relikte eines Gebäudes, das Macht verkörperte, trotzdem geschleift wurde, aber außer banalem Schutt leicht vorstell-

51 Hans-Ernst Mittig: Künstler auf der Seite des NS-Regimes. In: Constanze Peres; Diether Schmidt (Hrsg.): Erneuerung als Tradition. 100 Jahre Dresdner Kunst und Kunstakademie im internationalen Zusammenhang. Dresden 1997, S. 139.

52 Christian Fuhrmeister: Beton, Klinker, Granit. Material macht Politik. Berlin 2001, S. 110.

53 Zitiert nach o.Vf., in: DIE WELT vom 1.8.1975, dort nach Albert Speer: Spandauer Tagebücher. Frankfurt am Main, Berlin 1975, sub 10.5.1947.

bare, ansehnlichere Materialien hinterlassen haben kann. In solchen Fällen kann der Abriss die Geister der Vergangenheit vielleicht bannen, aber bestimmt auch beleben.

Als ein imaginäres Wunschobjekt bleibt der Marmor der Reichskanzlei nicht nur im Gedächtnis Einzelner, sondern dauerhafter in den Medien gespeichert: vom Zeitungsbericht bis zur Baumonographie, von damals bis heute. Die Medien kann man sich nicht wie einen Tresor vorstellen, sondern wie eine Kreisbahn, in der die Marmorlegende über den authentischen Resten und Dokumenten schwebt, immer von Neuem geglaubt, abgeschrieben und bestätigt. Dazu trägt eine Arbeitsweise bei, die archivierte Zeitungsartikel zu neuen Zeitungsartikeln aufbereitet, Wochenschaubilder sekundenweise kopiert – immer ohne Quellenangabe. Es wäre allerdings ungerecht, gerade den Journalisten oder gar allen Journalisten Wiederholung und Selbstwiederholung anzulasten. Der Publizist Peter Jochen Winters stellte 1990 zum Ehrenmal in Treptow klar: »Entgegen weit verbreiteter Ansicht fand hier kein Marmor aus Hitlers Reichskanzlei Verwendung [...]«⁵⁴ Der Kunsthistoriker Karl Arndt jedoch ließ eine seiner für die NS-Architekturforschung grundlegenden Schriften 1992 neu auflegen, sodass auch bei ihm zu lesen bleibt: »Wertvolles Material (z.B. Roter Marmor) fand für die Ehrenmale der Sowjetischen Armee [...] Verwendung.«⁵⁵

Dieser Kreislauf bleibt in Gang, solange die zur Wiederholung treibenden Bedürfnisse bestehen bleiben oder durch andere ersetzt werden. Auf solche Bedürfnisse weist die Marmorlegende hin, und damit auf einen Aspekt von Rezeptionsgeschichte. Rezeptionsgeschichte ist nicht nur deshalb aufschlussreich, weil sie die Objekte, auch zerstörte, zu verstehen und historisch zu orten hilft. Gerade wenn sie verschwundene, aber nicht recht entbehrliche Gebäudekomponenten betrifft, weist sie auch auf heutige Wünsche hin, denen die heutige Architektur nicht gerecht wird. Am deutlichsten ist dies für eine Hoffnung auf Dauer, die mit der Machart und der Kalkulation der Gegenwartsarchitektur missachtet wird.⁵⁶ Unter anderem deshalb gehört der imaginäre rote Marmor der Reichskanzlei zum Material einer Baugeschichtsforschung, die auch von psychischen Funktionen redet.

Wo in den letzten Jahren an die Reichskanzlei erinnert wurde, war auch ein konkurrierendes Interesse manifest, das von ihrem roten Marmor ablenkt, sich an-

54 In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG vom 8.8.1990.

55 Adolf Arndt; Hartmut Döhl: »Das Wort aus Stein«. 2. Aufl. Göttingen 1992, S. 79. Ohne Quellenkritik auch Historiker wie Löhr (wie Anm. 18), S. 148.

56 Näheres z.B. bei Hans-Ernst Mittig: Gebaut für »Geist und Herz« (1788) [...] Kloster Medingen am 24. August 1988. In: Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen 1989, S. 34 mit Nachweisen.

deren Reizen des Gebäudes zuwendet. Für diese Behauptung bedarf es keiner psychologisierenden Introspektion, sondern nur einer Zählung im Zettelkasten oder im Internet. Während nämlich die Erwähnungen des imaginären Marmors gleich regelmäßig wiederkehren, häufen sich Mutmaßungen und Berichte zu den unterirdischen Betonbauten der Reichskanzlei und ihrer Nachbargebäude. Sie fanden von Neuem Aufmerksamkeit, als im Jahre 1990 Reste des »Führerbunkers« und Räume eines »Fahrerbunkers« wiedergefunden wurden.⁵⁷ 1992 wurde als Platz für ein Holocaust-Denkmal ein Grundstück nahe Hitlers letzter Kommandozentrale gewählt. Das Denkmal sollte sich über diese Stätte – Schlachtendenkmälern ausdrücklich verglichen – erheben.⁵⁸ Zu dem von Peter Eisenman und zunächst auch von Richard Serra entworfenen Feld mit Tausenden von Betonpfeilern meldete die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG: »Bald werden Stelen sprießen«⁵⁹, als könnte dieses Material Rhizome oder Keime hervorbringen. Nachdem im Baugelände immerhin ein Goebbels-Bunker gefunden wurde, erfüllte Eisenman eine »Bunkerlandschaft, die die Nazis hier im Regierungsviertel angelegt hatten«; an sie sollte das damals vorgeschlagene Ausstellungsgebäude durch eine »Symbolik der Tunnel« erinnern. Die Tunnel seien – so übersetzte Michael Naumann – »sozusagen das Unterbewusstsein des Stelenfeldes«.⁶⁰ Solchen dunklen Gefühlen würde es vorbeugen, wenn die genaue Lage und die prosaische Beschaffenheit dieser Bunker erkennbar geblieben wären, dort also nicht überall eine Unterwelt vermutet werden könnte. Zuschütten und Wegreißen jedoch können dazu führen, dass in den nächsten fünfzig Jahren weniger der verschwundene Marmor der Reichskanzlei mystifiziert wird und mehr ihr verschwundener Beton.

Diskussion

Wilhelm von Boddien: Meines Wissens gibt es Veröffentlichungen über Trep-tow, in denen auch von diesem Marmor gesprochen wird. Vom Berliner Schloss weiß ich, dass, nachdem das Haus zur Sprengung freigegeben war, die Decke des Weißen Saals geöffnet und mit dem Kran Marmor des Weißen Saals gebor-

57 Alfred Kernd'l in: DER TAGESSPIEGEL vom 5.8.1990. Den Zustand des Führerbunkers um diese Zeit zeigt Gröhlers (1995) Abb. auf S. 150. Zusammenfassend Löhr (wie Anm. 18), S. 139 – 157, auch zu frühen Mystifikationen.

58 Lea Rosh zitiert nach Stefanie Endlich in: DER TAGESSPIEGEL vom 27.2.1992. Eine Gegenstimme z.B. in: Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Protokoll der zweiten Sitzung am 14.2.1997, S. 29.

59 Überschrift zu Iris Hanika in: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG vom 18.1.2000.

60 In: DIE WOCHE vom 22.1.1999.

gen wurde, wie anderes wertvolles Material auch. Man hatte nicht einfach blind alles in die Luft gejagt, sondern recyclingfähiges Material abgetragen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass bei der Reichskanzlei nicht auch diese Materialbergung stattfand.

Meine zweite Frage. Mir hat ein Kenner der Szene, ein Mann aus dem russischen Bereich, gesagt, das Lorbeermosaik rund um die Grablege der vielen Tausend Soldaten in Treptow sei in Fürstenwalde eingelagert gewesen, um später das deutsche Siegesdenkmal nach dem Sieg über die Sowjetunion zu bauen. Das wäre ja auch von der Metamorphose des Materials her eine ähnliche Legende, diesmal vielleicht realistischeren Ursprungs als der Marmor der Reichskanzlei. Gab es dieses Material speziell für ein Siegesdenkmal? Gab es die Entwürfe, und sind sie in Treptow eingebaut worden?

Hans-Ernst Mittag: Ja, es lag dort Material auf einem Stapelplatz mit Wasseranschluss, der noch an der Topographie Fürstenbergs zweifelsfrei zu erkennen ist, auch von Einheimischen als solcher bestätigt wird, aber heute leer ist. Die Mitteilungen variierten. Nach einer Version war dieses Steinmaterial für eine zweite Siegessäule in Berlin bestimmt, zu der es aber nicht kam. Nach einer anderen Version sollte es das von Ihnen eben zitierte Denkmal in Moskau, das man errichten wollte, zieren. Auf jeden Fall ist das Material bis Kriegsende liegengelassen, und es ist durchaus anzunehmen, dass es danach neu verbaut wurde. Übrigens sind mir aus meiner Jugend im Isergebirge noch Stellen bekannt, wo sehr große, allerdings granitene Blöcke gelagert wurden, von denen man sagte, sie seien für Nürnberg bestimmt. Es gibt also außerordentlich viele Parallelfälle, und da zu der russischen Baupraxis im Deutschland der zweiten Hälfte der vierziger Jahre entweder keine Archivalien zugänglich sind oder in keiner Publikation jemals zitiert werden, weiß man nicht, wo der Marmor der Reichskanzlei, den es dort gegeben hat, also der Marmor mit bestimmtem Artikel, eigentlich geblieben ist.

Robert Conrad: Ich habe seit 1988 bis vor etwa zwei Jahren die Freilegung der Fundamente und Bunkeranlagen der neuen Reichskanzlei photographisch dokumentiert, bin dort häufig herumgelaufen und habe dort niemals, obwohl ich danach gesucht habe, roten Marmor gefunden. Stattdessen allerdings immer wieder Bruchstücke von grünem Marmor. Ich würde das zumindest als vagen Beleg dafür anführen wollen, dass der rote Marmor höchstwahrscheinlich systematisch abgebaut und woanders hingebacht wurde, wohin auch immer. Es ist zumindest in der Form das Gesamtensemble der neuen Reichskanzlei innerhalb des Sowjetreiches durch eine Art Metamorphose wieder auferstanden, indem nämlich die Plastiken, die zur Gartenseite hin angebracht waren, die beiden Thorakpferde, vor Jahr und Tag in Eberswalde in einer sowjetischen Kaserne, einer ehemaligen Wehrmachtskaserne, gefunden wurden, dort allerdings relativ banal als Dekoration für einen Soldatensportplatz. Immerhin taucht dort die Reichskanzlei auf,

und meine Frage wäre, ob Sie über den Verbleib dieser Plastiken etwas wissen.

Hans-Ernst Mittig: Das Beispiel beweist, dass generell ein großes Interesse oder verschiedene starke Interessen an Resten der Reichskanzlei bestanden haben, jenseits des Themas, bei dem ich mich auf diesen erklärtermaßen roten Marmor hier beschränkt habe.

Der Verbleib oder die vorübergehende Nutzung von Breker-Statuen – nicht nur der beiden von Ihnen genannten auf russischen Sportplätzen, vor allem in Eberswalde –, über den Magdalena Bushart seinerzeit geforscht hat, beweist eher eine Entmystifizierung, jedenfalls aus dem Blickwinkel der dortigen Soldaten und Sportlehrer. Man hat sie, was ich als naiv bezeichnen möchte, dort mit Inschriften hingestellt, die einer Inhaltsdeutung dienen. Man kann dazu vielleicht sagen: Wo viele Uniformen sind, da ist auch viel Nacktheit gefragt. Dahinter steckt so eine sportsoldatische Grundauffassung, die die historische Herkunft eher als beliebig einschätzt und einfach schöne oder dort passende Figuren sieht. Gerüchte gehen den beiden Bronzestatuen »Wehrmacht« und »Partei« aus dem Hof nach. Olaf Gröhler hat in seinem Buch über die Reichskanzlei in einer Fußnote behauptet, dass die Bronze dieser beiden Werke ebenfalls zu neuen Denkmälern verarbeitet worden sei. Ich weiß nicht genau, vor wie vielen Jahren das Gerücht auftauchte, dass diese Statuen erhalten geblieben seien und – so wurde es mir damals erzählt – eine davon vom Deutschen Historischen Museum angekauft worden sei. Ich will jetzt die Frage nicht weiterreichen, erwähne es nur als Beispiel dafür, dass Anekdoten und Hinweise wuchern, die man aber auch nicht falsifizieren kann. Falsifizieren kann man die Legende vom roten Marmor.